

"Hrotsvit von Gandersheim"

Vortrag von Prof. Dr. Fidel Rädle, Georg-August-Universität Göttingen

Ich habe die Ehre, zu Ihnen über eine Dichterin sprechen zu dürfen, die in der frühen Kulturgeschichte Niedersachsens einen überragenden Platz einnimmt und deren Name ungewöhnlicherweise sogar im heutigen Alltag noch allgemein gegenwärtig ist. Es gibt, wie Sie wissen, einen ICE „Roswitha von Gandersheim“, und es gibt für moderne Autorinnen einen bedeutenden Literaturpreis dieses Namens und einen Ring dazu. Im Jahre 1974 schrieb Peter Hacks, einer der erfolgreichsten Dramatiker der damaligen DDR, sein Stück „Rosie träumt“, in dem viele Personen aus Roswithas bzw. Hrotsvits Werken namentlich und bunt gemischt auftreten und viele ihrer Motive zu einer virtuos parodistischen Komödie zusammengefügt sind.

Vor fünf Jahren, vielleicht erinnern Sie sich, schien es für kurze Zeit, als ob Gandersheim und Niedersachsen ihre Roswitha an Nürnberg abtreten müßten. Ein Tiroler Privatgelehrter stellte die These auf, Roswitha sei eine Erfindung des Humanisten Konrad Celtis, und die gelehrte Äbtissin des Nürnberger Clarissenklosters Caritas Pirckheimer habe gegen Ende des 15. Jahrhunderts in Nürnberg das unter Roswithas Namen überlieferte Werk in bewußt mittelalterlicher Manier verfaßt. Diese Fälschungsthese war zu absurd, als daß sie sich hätte länger halten können, und Gandersheim hat sich inzwischen wieder beruhigt: Roswitha gehört den Niedersachsen.

Konrad Celtis und Nürnberg allerdings sind von Anfang an mit dem Namen Roswithas verbunden: in den neunziger Jahren des 15. Jahrhunderts fand Celtis auf der Suche nach lateinischen Handschriften in der Bibliothek des Benediktinerklosters Sankt Emmeram in Regensburg einen Codex, der die gesammelten Werke der bis dahin völlig vergessenen Autorin enthielt (mit Ausnahme ihres Epos über die Gründung Gandersheims). Diese Entdeckung war eine Sensation, und die deutschen Humanisten, in ihrem Inferioritätsgefühl gegenüber dem kulturell so unvergleichlich reichen Italien, feierten Roswitha demonstrativ als Repräsentantin ihrer eigenen nationalen lateinischen Kultur. Im Jahre 1501 erschien dann in Nürnberg der erste Druck mit Holzschnitten aus der Schule Dürers. Spätestens seit der Romantik gehört Roswitha zum Kanon der deutschen Autoren des Mittelalters, und die wissenschaftliche Literatur über sie wächst ständig.

Die heute etablierte Namensform Roswitha ist nicht die ursprüngliche. Unsere Autorin hieß Hrotsvit, was in ihrer sächsischen Muttersprache so viel bedeutet wie „Ruhmstark“. Hrotsvit selber hat ihren Namen ins Lateinische übertragen und nennt sich „Clamor validus Gandeshemensis“, „Starker Ruf von Gandersheim“.

Alles, was wir von Hrotsvit besitzen, ist in lateinischer Sprache geschrieben, und allein dieser Umstand erklärt, daß ich als für die lateinische Literatur des Mittelalters zuständiger Philologe, wenngleich eindeutig Nicht-Niedersachse, hier überhaupt sprechen darf.

Ich möchte versuchen, Ihnen in der kurzen Zeit, die mir zur Verfügung steht, diese überaus sympathische Dichterin etwas näher zu bringen. Zunächst liefere ich Ihnen einige Daten zu ihrem Leben und zu ihrer historischen und kulturellen Situierung, danach soll das Werk selber sprechen.

Wir haben nur ganz wenige objektive Nachrichten über Hrotsvit. Zum Glück aber hat sie über sich selbst und über ihr ungewöhnliches Tun, nämlich ihr lateinisches Dichten, das zu ihrer Zeit den Männern, den Klerikern, vorbehalten schien, ausdrücklich nachgedacht und ihre Reflexionen in den Vorworten zu ihren Schriften mitgeteilt. Es ist in der jüngeren Literatur zu Recht betont worden, daß in diesen Vorworten sehr viel Topik, also literarisches Formelgut, steckt. Das gilt zum Beispiel für die durchgehende geradezu demütige Selbstverkleinerung der Autorin, das Bekenntnis, ihrer Aufgabe nicht gewachsen zu sein und, zumal als schwache Frau, der Korrektur durch gelehrtere Zeitgenossen zu bedürfen. Trotzdem können wir neben und hinter den Formeln authentisches Erleben erkennen, und wir erfahren so von Hrotsvit mehr als normalerweise zu erwarten wäre über ihre Person und über ihr Selbstverständnis als Autorin.

Hrotsvit von Gandersheim, nicht nur die erste deutsche Dichterin und Geschichtsschreiberin, sondern überhaupt die erste bedeutende lateinische Autorin seit der Antike und die erste Dramatikerin der christlichen Welt, ist um das Jahr 935 geboren. Sie entstammte einem vornehmen Geschlecht, das mit dem sächsischen Königshaus verwandt war. Schon in jungen Jahren, sicherlich vor ihrem 10. Lebensjahr, kam sie in das mit der Ottonischen Familie eng verbundene Frauenstift Gandersheim, wo sie als Kanonisse, das heißt, ohne auf eine Ordensregel verpflichtet zu sein und ohne ausdrückliche Gelübde, gleichwohl ein klösterlichen Idealen geweihtes Leben führte.

Hier in Gandersheim war Gerberga, die Nichte Ottos des Großen und spätere Äbtissin des Stifts, Hrotsvits Lehrerin, und hier ist innerhalb von höchstens zwanzig Jahren ihr vielgestaltiges Werk entstanden. Es handelt sich dabei um insgesamt acht Legenden und sechs Dramen sowie zwei historische Epen, die naturgemäß den engsten Bezug zu Niedersachsen haben: das eine Epos rühmt die Taten Ottos des Großen („Gesta Ottonis“), das andere behandelt die Gründungsgeschichte des Gandersheimer Stifts und hat den Titel „Primordia coenobii Gandeshemensis“. Dieses zuletzt genannte Werk über die Gründung Gandersheims durch Herzog Liudolf und seine Gemahlin Oda mit seinen liebevollen Schilderungen der Landschaft hat man zu Recht „Heimatkunst im schönsten Sinne“ genannt, und man könnte sich vorstellen oder gar wünschen, daß das eine oder andere Stück daraus im Lateinunterricht der niedersächsischen Schulen gelesen würde.

Hrotsvit schrieb ihre Legenden und Epen im vornehmen antiken Versmaß des Hexameters bzw. in elegischen Distichen, in denen der Hexameter mit dem Pentameter alterniert. Sie tat ein Übriges zur Verzierung ihrer Sprache, indem sie die Verse mit in der Regel einsilbigen Reimen versah: die Silbe der dritten Hebung im Vers reimt mit der Schlußsilbe. Ein Beispiel: *Oddo micans radijs nimium clarae bonitatis* (Gesta Ottonis 54). Man spricht in diesem Fall von leoninisch gereimten Hexametern. In den Dramen und in den Vorreden verwendet Hrotsvit konsequent gereimte Prosa, wobei die einzelnen Kola des Satzes auf die gleichen Silben enden. Der Reim ist eine formale Errungenschaft aus der Zeit nach der Antike, das klassische Latein kennt ihn als durchgehendes Formprinzip noch nicht; er ist aus den Volkssprachen in das mittelalterliche Latein eingedrungen und hat, wie Sie von den „Carmina Burana“ her wissen, besonders der Lyrik einen ganz eigenen Charakter verliehen.

Hrotsvit hatte als Gandersheimer Schülerin natürlich jeden Tag mit lateinischen Texten zu tun: die Liturgie war lateinisch; die lateinische Bibel einschließlich der Apokryphen sowie christliche Legenden, aus denen Hrotsvit mit Vorliebe ihre erbaulichen, aber unterhaltsamen Stoffe bezogen hat, gehörten zum Standard des geistlichen Lebens. In der Schule lernte man nach den Lehrbüchern der Antike die wichtigsten *artes liberales*, d. h. vor allem Grammatik (nach Donat), Rhetorik (nach Cicero bzw. Pseudo-Cicero) und Logik (nach Boethius), und man las natürlich die antiken Klassiker, soweit sie in der Bibliothek vorhanden waren. Wir wissen aus Hrotsvits eigenen Werken, die sich sprachlich sehr eng an antike Vorbilder anschließen und viele Junktur, zum Teil ganze Verse von ihnen entlehnen, daß Hrotsvit den ganzen Vergil zur Verfügung hatte (die „Aeneis“, die „Georgica“ und die „Bucolica“), außerdem kannte sie die sechs Komödien des römischen Theaterdichters Terenz (aus dem 2. Jahrhundert vor Christus), der es ihr, wie wir noch sehen werden, besonders angetan hatte, dazu die Werke der großen spätantiken christlichen Dichter Prudentius (um 400) und Sedulius (5. Jh.), die Gedichte des Venantius Fortunatus (gest. um 600) und der beiden Angelsachsen Aldhelm (gest. 709) und Alkuin (gest. 804).

Die wenigen Namen, die ich aufgezählt habe, mögen Ihnen die Internationalität der damaligen lateinischen Kultur vor Augen führen. Neben Italien sind Spanien, Gallien und Großbritannien vertreten. Dazu kommt die multikulturelle (jüdische und hellenistische) Welt der Bibel und die reiche christliche Überlieferung des griechischen Ostens.

In der mittelalterlichen Schule hatte man ein weit intensiveres, nämlich aktiveres Verhältnis zur lateinischen Sprache als etwa heute: man las nicht nur, rezeptiv, die überlieferten lateinischen Texte, man lernte selber lateinisch schreiben, und man lernte vor allem lateinisch dichten. Dichten war Schulfach. Man lernte die schwierigen Gesetze der antiken Metrik mit ihrer peniblen Unterscheidung von langen und kurzen Silben, die man sich, da es längst keine muttersprachlichen Lateiner mehr gab, mühsam einprägen mußte.

Hrotsvits Respekt vor lateinischer Gelehrsamkeit ist grenzenlos: Mehrfach spricht sie von ihrer eigenen Unzulänglichkeit in bezug auf die Beherrschung der lateinischen Sprache und der Metrik. Sie schreibt diese Unzulänglichkeit zum Teil der Schwäche des weiblichen Geschlechts zu – wie sie sich überhaupt zumal männlichen Lesern gegenüber, die ja doch die wichtigsten Adressaten ihrer Werke waren, gern als Frau zu verkleinern pflegt – aber sie führt auch Beschwerde gegen ihre unmittelbare Umgebung im Stift, wo sie für ihre poetische Begabung wenig Förderung und kaum Verständnis erfahren zu haben scheint. So bittet sie den Leser um Gerechtigkeit für ihr „armseliges Buch, das sich nicht auf die Autorität irgendeines Lehrers stützen kann“ (mit „Lehrer“, lateinisch *praeceptor*, ist hier eher ein literarischer Vorgänger gemeint). Die Vorreden bezeugen in der Tat, daß sich Hrotsvit als Dichterin lange Zeit durchaus isoliert und alleingelassen fühlte, daß es somit beträchtlicher persönlicher Kraft und Selbstsicherheit bedurfte, dieses Werk in die Welt zu setzen. Ihre Legenden hat Hrotsvit nach eigenem Bekunden „verborgen vor allen andern und gewissermaßen verstoßen (*quasi furtim*), geschrieben, sich ganz allein abmühend (*sola desudando*)“. Der Brief an die gelehrten Förderer ihrer dramatischen Dichtung verrät nicht nur im Ton die tiefste Dankbarkeit für lange entbehrten Zuspruch und für sachkundige Kritik, er spricht auch in deutlichen und fast bitteren Worten

aus, wie sehr Hrotsvit in ihrem eigenen Umkreis Teilnahme, Urteilskompetenz und Anregung vermißte. Sie hatte, wie sie schreibt, ihre Dichtung lange Zeit nur ihren engsten Vertrauten zu zeigen gewagt und hätte beinahe überhaupt zu schreiben aufgehört, weil es unter den wenigen, denen sie ihre Texte zeigte, „nicht viele gab, die Fehler herausgefunden oder aber mich angespornt hätten, weiterhin derartiges in Angriff zu nehmen“. Hrotsvit ist sich bewußt, von Gott ihre Begabung erhalten zu haben, ein *ingenium perspicax*, einen „hellen Kopf“, könnte man übersetzen, aber sie erkennt, daß dieses Talent „wegen der fehlenden Sorgfalt der Lehrer unausgebildet“ und wegen ihrer eigenen Faulheit vernachlässigt geblieben ist.

Dieses Gefühl, mit ihrem Werk, das man heute vermutlich „innovativ“ nennen würde, allein zu stehen, vernachlässigt und verkannt worden zu sein, hat Hrotsvit in der Vorrede zu ihrem Epenbuch nicht mehr artikuliert, und das mit gutem Grund: Die beiden Epen sind keine poetischen Wagnisse der verstohlen schreibenden Kanonisse mehr, sondern offizielle, für das Ottonische Haus repräsentative Dichtungen. Zumindest die „Gesta Ottonis“, die nachträglich sowohl Otto dem Großen als auch dessen Sohn Otto II. gewidmet sind, hat Hrotsvit im Auftrag ihrer Äbtissin, der bereits erwähnten Kaisernichte Gerberga, verfaßt. Sie mußte diese eher panegyrische als historiographische Aufgabe, wie sie betont, ohne schriftliches Quellenmaterial angehen und kam sich dabei so verlassen vor wie jemand, „der in einem weiten Wald unterwegs ist, wo alle Wege von tiefem Schnee bedeckt sind, und nun ohne Führer, lediglich angewiesen auf die vorher erhaltenen Angaben, bald durch das unwegsame Gelände irrt, bald doch wieder unversehens auf den richtigen Pfad kommt, bis er schließlich den tiefen Wald durchmessen hat und den Ort der ersehnten Ruhe erreicht.“ Das Epos über Ottos Taten behandelt die Ereignisse von der Zeit König Heinrichs I. bis zur Kaiserkrönung Ottos im Jahre 963, die leider nur fragmentarisch überliefert ist. Hrotsvit stellt hier die Geschichte als Ottonische „Familienlegende“ (so Friedrich Neumann 1974) aus der stolzen, religiös sublimierten Sicht des sächsischen Hauses dar. Otto erscheint in diesem Text, analog den frommen Helden der Legenden, als eine helle, den verworrenen politischen Verhältnissen fast schon entrückte Idealgestalt, deren Handeln von den Tugenden des vorbildlichen christlichen Herrschers „Frömmigkeit, Milde und Weisheit“ (*pietas, clementia* und *sapientia*) bestimmt ist.

Es bleibt mir noch ein wenig Zeit für einige Bemerkungen über die wichtigste, weil originellste literarische Leistung Hrotsvits, ihr Dramenbuch. Das übliche Drama des Mittelalters ist das geistliche Spiel, das aus der Liturgie, zuerst aus der Osterliturgie, hervorgegangen ist. Hrotsvits Dramen sind von völlig anderer Art, sie haben keinen liturgischen Ort; sie sind vermutlich auch deshalb fast gar nicht rezipiert worden und haben keine Nachahmung gefunden. Wir wissen aber von der Autorin selbst, was sie veranlaßte, diese sechs Stücke zu schreiben. Sie will damit eine Alternative bieten zu den sechs überlieferten Komödien des Terenz, der zwar wegen seiner schönen Sprache, die übrigens Melanchthon und Erasmus noch gerühmt haben, zu Recht unter den heidnischen Autoren bevorzugt werde, der jedoch den christlichen Leser durch die moralisch bedenklichen erotischen Handlungen seiner Stücke beleidige und in seinem Seelenheil gefährde. Seine frivolen Liebesgeschichten möchte Hrotsvit ersetzen durch die Darstellung der sich siegreich bewährenden Keuschheit frommer Jungfrauen. Ihre Stoffe findet Hrotsvit meist in den Erzählungen aus der Zeit der Christenverfolgungen, in denen zahlreiche Fälle von sexueller Nötigung bzw. Vergewaltigung junger Christinnen durch die heidnischen Machthaber berichtet werden (in der Regel freilich diskret als „Heiratswunsch“ heidnischer Jünglinge umschrieben). Hrotsvit schildert diese Bedrängnis der jungen Frauen sehr realistisch (auch im erotischen Detail), und sie bekennt, daß sie dabei selber oft errötete, daß sie aber so weit habe gehen müssen, um den Triumph der Unschuld nur desto überzeugender erscheinen zu lassen. Hrotsvits Dramen haben mit Terenz außer einzelnen Formeln in der Aufttritts- und Dialogtechnik wenig zu tun. Es sind letztlich dialogisierte Legenden, und ihre Stärke liegt in der einfühlsamen Zeichnung der Seelenzustände ihrer unzerstörbaren, im Grunde heiteren Heldinnen. Stets triumphieren die Opfer über die grausamen und dummen Täter.

Zum Abschluß möchte ich Ihnen, damit die ganz frühe Zeit Niedersachsens noch einmal ausdrücklich ins Bild kommt, eine Partie aus Hrotsvits schon genanntem Epos über die Gründung des Gandersheimer Stifts zitieren. Es geht um die Legende, wie es zur Auswahl des Orts für die Gründung Gandersheims gekommen ist. Ich übersetze die lateinischen Verse in deutsche Prosa.

„Wie viele Leute, die darüber die Wahrheit wissen, erzählen, befand sich damals ganz in der Nähe unseres heutigen Klosters ein Wald, umgeben von schattigen Hügeln, die uns auch heute noch umgeben. In diesem Wald gab es eine kleine Meierei, in der die Schweinehirten Herzog Liudolfs sich aufzuhalten pflegten. Als diese hier zwei Tage vor dem Fest Allerheiligen im umzäunten Gehöft irgendeines Bauern ihre müden Glieder zur nächtlichen Ruhe gelagert hatten, während sie eigentlich die ihnen anvertrauten Schweine hätten auf die Weide führen sollen, sahen sie, wie in der Finsternis der Nacht im Wald auf einmal viele helle Lichter brannten. Bei diesem Anblick erschrakten alle und wunderten sich, was die Erscheinung des strahlenden Lichts wohl zu bedeuten habe, das mit seinem Schein auf so wunderbare Weise die finstere Nacht erhellte.

Mit zitternden Gliedern erzählten sie dem Verwalter von dem Ereignis und zeigten ihm genau die Stelle, die das Licht überflutet hatte. Dieser wollte, was er gehört hatte, selber auch mit eigenen Augen sehen, und er verließ sein Haus und gesellte sich in der folgenden schlaflosen Nacht zu ihnen. Er tat kein Auge zu, obwohl der Schlaf ihn übermannen wollte, bis sie plötzlich wieder die Lichter erstrahlen sahen, an derselben Stelle, aber zu noch früherer Stunde und in noch größerer Zahl als zuvor. Dieses günstige Zeichen für ein bevorstehendes glückliches Ereignis wurde bekannt, sobald die Sonne (*Phoebus*) ihre ersten Strahlen vom Himmel aussandte, da die Fama allen die frohe Kunde zutrug, und es konnte auch dem würdigen Herzog Liudolf nicht verborgen bleiben: sehr rasch drang die Nachricht an sein Ohr. Und da wollte er selber in der heiligen Nacht auf das unmittelbar bevorstehende Allerheiligenfest genau darauf achten, ob der Himmel vielleicht noch einmal solch ein Zeichen schicke und nahm, gemeinsam mit vielen seiner Leute wach bleibend den fraglichen Wald in Augenschein. Und schon nach kurzer Zeit, nachdem die Nacht das Land mit schwarzer Finsternis bedeckt hatte, waren sehr viele Lichter zu sehen, die in geordneter Reihe einen Kreis in dem bewaldeten Tal markierten, wo die hochberühmte Kirche von Gandersheim gebaut werden sollte. Und diese Lichter durchbrachen mit ihrem starken und hellen Glanz die Schatten der Bäume und die nächtliche Finsternis. Darauf kamen alle zusammen und lobten den Herrn und bezeugten, dieser Ort müsse geheiligt werden zur Ehre und zum Dienst dessen, der ihn mit seinem Licht erfüllt hatte. Der Herzog aber, voll tiefer Dankbarkeit für die Güte des Himmels, gab, mit Zustimmung seiner geliebten Gemahlin Oda, den Befehl, die Bäume zu fällen und das Dornengestrüpp zu beseitigen und überhaupt das ganze Tal zu roden und für die Bebauung herzurichten. Und er kultivierte diesen verwilderten Ort, der voll war von Faunen und Monstren, und richtete ihn so her, daß er würdig wurde, Gottes Lob erklingen zu lassen." (Verse 185–232)

Soweit Hrotsvit in ihrem letzten Werk. Dieses Epos war spätestens im Jahre 973 vollendet, Otto der Große hat es möglicherweise noch lesen können. Aus späterer Zeit ist von Hrotsvit nichts mehr überliefert, und wir wissen auch nicht, wie lang sie noch gelebt hat.

Das Zitat ist geeignet, uns Heutigen den gewaltigen Abstand zu Hrotsvits Welt und zur frühen Kultur Niedersachsens vor Augen zu führen. Heute werden Wälder eher nicht für Klosterbauten und zum Lobe Gottes gerodet, Neubaugebiete werden in der Regel nicht mehr durch nächtliche himmlische Lichtzeichen markiert, denen der niedersächsische Ministerpräsident denn auch nicht so ohne weiteres, autoritär entscheidend und unbekümmert um die Finanzierung, folgen könnte, wie es seinem mittelalterlichen Vorgänger Herzog Liudolf noch möglich war. Auch Faune und Monstren gibt es hier nicht mehr. Das naive „Legendendenken“ der frommen und zugleich charmanten Kanonisse Hrotsvit ist fast überall dem triumphierenden rationalen Kalkül gewichen, das sich aber seiner Sache auch nicht immer sicher sein kann.

Literatur:

Hrotsvit: Opera omnia, ed. Walter Berschin, München und Leipzig 2001;

Hrotsvita: Théâtre. Texte établi, traduit et commenté par Monique Goullet, Paris 1999;

Hrotsvita de Gandersheim: OEuvres poétiques. Présentation et traduction par Monique Goullet, suivies du texte latin, Grenoble 2000;

Peter Hacks: Rosie träumt, 1981 (dtv neue reihe);

Ulla Feiste, Annemarie Hanke, Anne-Katrin Race: Roswitha von Gandersheim. Auf den Spuren einer Dichterin in der Zeit Ottos des Großen, Bad Gandersheim 2001.